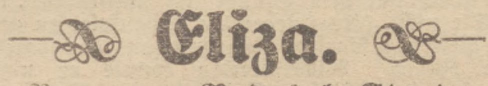


Nr. 27. Bromberg, den 1. Februar 1929.



Roman von **Rudolph Stratz.**

26. Fortsetzung.)

Wachsende Wut ließ die Stimme des Rheinbundfürsten zittern, so sehr er das hochfahrende Wesen des Grandseigneurs beizubehalten bemüht war. „Ein Mann Seines Standes, der seine Augen zu einer Praunheim erhebt! . . .“

„Lassen wir das . . . !“

„Der mich, einen Souverän von Gottes Gnaden . . .“

„Bonaparte ist nicht Gott, sondern das Gegenteil . . .“

„ . . . den Gemahl der Fürstin, als seinen ebenbürtigen Gegner zu betrachten wagt . . .“

„Wir stehen uns ja hier als Feinde gegenüber!“

„Ich gebe es zu!“ Der Fürst zu Praunheim-Kestrich setzte sich auf den einzigen in dem Steuerstübchen vorhandenen Stuhl, um den Schwarzen Reiter zu zwingen, vor ihm zu stehen. „Ich bin in Seiner Hand . . .“

„ . . . wie es die Kriegschance will!“

„Ich glaube Ihm nicht, daß Er nicht wußte, wem Er hier aufgelauert hat! Er wollte sich meiner bemächtigen! Er wollte, in dem insolenten Kampf, den Er gegen mich führt, der Fürstin zeigen, wer der Stärkere von uns beiden ist . . .“

„Ich habe der Order des Herzogs von Braunschweig pariert!“

„Er hat Sein Ziel erreicht! Aber mit welchen Mitteln erfocht Er Seinen Sieg? Diesen unritterlichen Mitteln sieht man Seine unfreie Abstammung an!“

„Ich rechte nicht mit einem Gefangenen! Mag Er schelten!“

„Die Bauern, Seine Standesgenossen, hat Er abgerichtet zu lügen, Braunschweig habe kapituliert, um mich in die Falle zu locken! Ich, Monsieur Wisselinck, presche bei einer Attacke mit dem Säbel in der Faust, dreißig Schritt vor meinen Husaren in die feindlichen Karrees. Er duckt sich bei Nacht und Nebel in ein Sumpfloch am Boden!“

„ . . . nach meinem Befehl . . .“

„Ich trete, wenn es sich um eine Dame handelt, frei auf den Kampfplatz. Er springt aus dem Hinterhalt hervor!“

„Krieg ist Krieg!“

„Ich fechte um eine Dame Mann gegen Mann! Er kämpft mit einer Übermacht von einem halben Dutzend Bauerntölpeln in schwarzen Jacken gegen mich allein . . .“

„Genug!“

„Ich hebe, wenn meinem Gegner beim Duell die Klinge entfällt, sie selber vom Boden und überreiche sie ihm mit einer chevaleresken Verbeugung. Er wirft sich, bis an die Zähne bewaffnet, unversehens auf mich, der ich keinerlei Wehr bei mir führe!“

„Still jetzt!“

„Ich warte, beim ersten Assaut, ob mein Gegner fertig in Parade liegt! Er überfällt mich im Schlaf! Keine Soldaten von Ehre vergreifen sich am Bürger. Er ist stolz auf einen Sieg, den Er, mit Totenschädeln und Totengebein am ganzen Leib, über einen Mann in Spitzenkrause und seidenen Kniehosen errungen hat!“

„Ich will nichts mehr hören!“

„Melde Er seinen geglückten Coup der Fürstin Eliza! Aber auch, wie Er ihn ausführte! Ich beneide Ihn nicht um seinen Triumph! Und ich fürchte, auch die Fürstin wird enttäuscht sein und hat sich anderes von Seiner Bravour gegen einen Rivalen erwartet . .“

„Wisselinck — der Postillon bittet auf den Knien, wegfahren zu dürfen! Er fürchtet, in den nächsten Stunden hier irgendwo in eine Bataille hineinzugeraten!“ schrie draußen der von Münchhoff. Juel Wisselinck stieß die Tür auf und deutete mit einer Handbewegung über die Schwelle.

„Bitte, den Vortritt zu nehmen!“ sagte er.

„Und weiter?“ Der Rheinbundfürst stand im Freien.

„Zu Ihrem Wagen!“

„Wohin fahren wir?“

„Wohin es Ihnen beliebt!“ Der Kandidat Wisselinck begleitete seinen Gefangenen zu der Berline und ließ ihn einsteigen. Er selbst blieb draußen stehen und schloß den Kutschenschlag. „Ich rate Ihnen, die Richtung auf Wolfenbüttel zu nehmen! Dort stoßen Sie in kurzem auf den Vortrab Ihres Kameraden, des Generals Gratien!“

„Was soll das bedeuten?“

„ . . . daß Sie frei sind, Hoheit! . . . Ich will Ihnen zeigen, daß Ritterlichkeit nicht nur dem blauen Geblüte innewohnt! . . . Melden Sie das, als meine einzige Bitte, der Fürstin! . . . Werden Sie es tun?“ — — „Ja!“

„Ich wünsche Eurer Hoheit gute Reise!“

Der Postillon auf dem Bock äugte scheu hinter sich, begriff, daß die Ausfahrt frei war und fuhrwerkte los — über Stock und Stein — im Galopp der Gäule — mit einer Kette von Peitschenknallen, die wie Flintenschüsse in der Ferne verknatterten. Es war jetzt schon heller Tag geworden. Wald und Wiesen brüteten in weißem Nebel. Drüben, hinter den dunstigen Turmschatten von Braunschweig, glühte der Morgenhimmel blutig rot. Der Baron Münchhoff beutelte seinen Freund am hellblauen Kragen seines langschößigen, verschnürten, schwarzen Polrocks.

„Wisselinck . . . du willst einer von den schwarzen Teufeln sein? Ein dummer Teufel bist du! Fängst die arme Seele und läßt sie wieder laufen . . .“

„Ein armer Teufel hat auch seinen point d'honneur!“ sagte der Totenkopfreiter und schaute dem fern im gewellten Gelände verschwindenden Viergespann nach.

„Ja — da fährt er hin — Seine Hoheit — dank dir —! Auf dem nächsten Wege in sein Reich am Rhein und zu seiner schönen Frau . . .“

„An den Rhein und zu seiner schönen Frau . . . .“

„Wisselinck, wie willst du dich vor dem Herzog verantworten?“

„Es gibt Dinge, Baron, die muß man tun . . .“

„Der Welfe ist ein Hitzkopf! Es geht dir schlecht . . .“

„Wenn es ihm nur nicht selber schlecht geht . . . eingekesselt in Braunschweig, wie der Fuchs im Bau!“

„Da kommt der Schellhase aus der Stadt zurück!“ rief einer der Welfenlegionäre. Der schwarze Reiter galoppierte auf seinem Schimmel über den Sturzacker heran. Er winkte und schrie:

„Eben blasen schon alle Trompeten in Braunschweig! Alles reitet und marschiert zum Petritor hinaus!“

„Und der Franzose draußen?“

„Ist durch Gottes Wunder in der Nacht abgerückt und gibt den Weg frei! Der Herzog und die Legion der Rache sind gerettet! Sie ziehen in Eilmärschen nach der Wesermündung . . .“

„ . . . und steigen dort auf die englischen Schiffe!“

„ . . . und landen in Spanien oder Sizilien und fechten weiter“, sprach Juel Wisselinck zwischen den Zähnen, „und wir hier sind zurückgelassen und kommen nicht mehr mit!

„Nein . . . Baron — ich weiß schon, was du sagen willst: Ich soll mich bei dir verstecken! Bruder — das kann ich nicht! Ich nehm' es dem Herzog nicht krumm, daß er uns geopfert hat! Aber ich mach' es wie er: Ich bataillere auf meine Faust weiter!"

„Der Krieg ist zu Ende!"

„Noch nicht! Da oben in Tirol . . . da halten jetzt noch viele Tausende von Bauern in ihren Bergen den Stutzen in der Hand!"

„Du kommst ja niemals bis dorthin — ohne Paß — ohne Hilfe — quer durch ganz Deutschland! . . . ."

„Ich werde sogar mit Eilpost fahren und alle Posthalter werden dienern und alle Franzosen und Franzosenknechte vor mir katzbuckeln!" sagte Juel Wisselinck und ging nach dem Steuerhäuschen zurück. Seine vier Husaren drängten sich um den Baron Münchhoff. Der eine bat in sächsischer Mundart:

„Geben Sie mir ein altes Kamisol und Pantalons, gnädiger Herr, und ein paar Taler. Mein Vater ist Oberschiedsquardein in der Untermuldener Hütte in Freiberg . . ."

„Und ich bin in Zwickau daheeme! Mein Vater ist dort Finanzkondukteur bei der Land-Bauschreiberei! Tausend Dank, mein gutestes Herrchen!"

„Ich bin ein Braunschweiger Kind! Ich komme schon durch!" sagte der Schimmelreiter.

„Und du bist weit aus Böhmen mitgeritten? Dich nehm' ich mit mir aufs Land!" entschied der Baron Münchhoff zu dem Vierten. „So seid ihr alle versorgt! Was reißt du die Augen auf, mein Sohn? Siehst du ein Gespenst . . .?"

„Der holländische Herr, den Euer Gnader vorhin totgeschossen haben . . ."

„Gott hab' ihn selig . . ."

„. . . der ist wieder lebendig!"

„Er hat seine Kürassieruniform angezogen!"

„Er tritt aus dem Steuerhaus!"

Die schwarzen Reiter bekreuzigten sich und duckten sich in ihre Angriffsstellung — je eine Pistole und schußfertig in jeder Hand, den blanken Säbel quer zwischen den Zähnen. Der lange, hagere Geselle in weißem Kürassierfrack und umgehängtem weißem Mantel winkte ab. Er ging an ihnen vorbei und schwang sich auf den lebendigen Schimmel.

„Bei allen Teufeln: Wisselinck!" schrie der Baron. Juel Wisselinck schüttelte vom Gaul herab den Kopf.

„Nein! Der holländische Leutnant-Kolonel Jonkheer vanBraak, in geheimer Mission, mit einem Handschreiben des Königs von Holland an den König von Italien durch Deutschland unterwegs! Da, in der Säbeltasche, steckt es samt meinem Paß über Kassel nach München und Rom. Im Mauthaus liegt mein schwarzes Ehrenkleid. Vergrabt es mit euren im Wald! Und schafft den unbekannten Mann da drinnen in aller Stille christlich auf einen Gottesacker in einem entlegenen Dorf . . ."

„Gib mir die Hand, Bruder Wisselinck!"

„Leb' wohl, Baron! Ich gehe zum Andreas Hofer!"

12.

Der Wachtposten der Departemental-Kompanie am holländischen Tor in Kassel ließ den Reisewagen unangehalten durch die Wölbung der Stadtmauer rasseln. „Offizier", meldete er auf eine Frage des Wachthabenden von innen durch das kleine Fenster, in die Dämmerung voll Pritschen und Knasterdampf. Von welcher Armee? Das wußte er nicht. Es gab so viele Heere in Europa. Sie waren alle verschieden uniformiert — die Sizilianer anders als die Mecklenburger, die dreißigtausend Bayern anders als die neunundzwanzig Krieger des Fürsten von der Leyen. Gemeinsam war ihnen nur das eine: sie marschierten zwischen der Meerenge von Gibraltar und den polnischen Sümpfen, sie fochten zwischen der Waterkant und der Adria, sie verbluteten, verdursteten, verhungerten, ertranken, erfroren, wie es der Schlachtenkaiser befahl. Es gab Ersatz genug. Hier, in der Hauptstadt des welschen Königreichs Westfalen, hob der Bürger kaum mehr im Sorgenstuhl das Hauskäppchen, wenn er alle paar Tage vom Kratzenberg her die kurzen Flintensalven hörte, mit denen der französische Konskriptions-Agent de la Haye die „Refraktärs", die aus dem Heeresdienst geflüchteten hannöverschen Bauernburschen, zu halben Dutzenden durch seine Gendarmen vor den Augen der Truppe niederschießen ließ.

Die Kutsche rollte an der Kaserne der Karabinier-Jäger vorbei, durch das Gassengewirr zur Posthalterei am Altstädter Markt. Der lange, hagere, junge Mann in holländischer Kürassieruniform stieg aus und betrat das Relaisbureau.

„Ich brauche sofort vier frische Pferde Extrapost!" sagte er auf Französisch. Es war die Verkehrssprache des Königreichs Westfalen. Alle die Employés, die da mit Federkielen hinter dem Ohr gähnten, waren junge Franzosen und gaben sich so wenig, wie ihr König Jérôme selber, die Mühe, ein deutsches Wort zu lernen. Und für die deutschen Landeskinder, die sich durch Protektion unter sie verirrten, sorgte ein Schwarm französischer Sprachlehrer, der sich in Kassel und Hannover niedergelassen, daß sie in kurzem auch fließend Pariserisch parlierten.

„Vier Pferde, mein Kolonel?" Der junge Postcomtoirgehilfe zuckte die Achseln. „Unmöglich!"

„Ich muß auf der Stelle weiter!"

„Es ist Sonntag!" erinnerte ein älterer Postschreiber.

„Der Dienst kennt keinen Sonntag! Hier mein Geheimpaß für dringendste Kurierfahrt zum König Murat in Rom."

„Was soll ich machen, mein Herr?" Der Oberposthalter selber trat aus der Nebenstube. Er trug blaue Galauniform mit den Majorscandillen und dem Degen an der Seite. Man sah ihm den ehemaligen Major im einstigen hochadeligen, kurfürstlich-hessischen Kasseler Regiment der Garde du Corps an. Aber er hatte seinen Frieden mit der neuen Zeit geschlossen. „Meine Pferde stehen naß im Stall. Sie sind noch nicht gefüttert!" fuhr er fort. „Ich mußte auf allen Kursen die Zuschauer der großen Parade herbeiholen, die jetzt gleich auf dem Ständeplatz stattfindet! . . . Versäumen Sie nicht, dies kriegerische Schauspiel zu genießen!"

Der Reisende schwieg, Ungeduld auf den hartkantigen, bartlosen Zügen. Widersprechen konnte er nicht. Ein Militär der holländischen Vasallenarmee Napoleons, der kein Interesse für ein anderes von dessen europäischen Hilfsheeren zeigte — das hätte Verdacht erregt . . .

„Sie müssen doch auch an Speise und Trank denken, mein Herr!" schloß der Posthalter. „Ich empfehle Ihnen die Wirtschaft zum „Roten Haus", gleich am Paradeplatz! In einer Stunde — mein Wort darauf — steht Ihr Wagen bereit!"

Der Fremde sah: Es blieb ihm keine Wahl. Er salutierte schweigend und schritt langsam, sporenklirrend in der heißen Mittagssonne die Gasse hinab zum Marställerplatz. Er betrachtete dort, um nicht aufzufallen, sachkundig die Kaserne der Jérômeschen Gardehusaren. Er näherte sich der mächtigen Weite des ehemaligen Friedrichsplatzes, der jetzt in Ständeplatz umgetauft war, obwohl es ganz in der Nähe schon einen solchen in Kassel gab. Das Marmordenkmal des vor bald einem Menschenalter verstorbenen Kurfürsten Friedrichs des Zweiten war von den Franzosen vom Sockel gestürzt und weggeschafft worden. Rings um den leeren Unterbau flimmerten zwischen dem Grün des doppelten Lindenvierecks wie Schnee in den Hundstagen die langen weißen Paradelinien der westfälischen Nationalarmee unter dem Befehl ihres französischen Generalstabs: die Karabiniers, die Chasseurgarde, die Grenadiergarde, die Garde-Chevauxlegers, die Ouvrier-Kompagnie. Ein Gewimmel von Offizieren anderer Rheinbundtruppen und der ausländischen Armeen all' der Könige aus dem Hause Bonaparte stand mit wehenden Federbüschen und rotleuchtenden Ehrenlegionsbändchen vor der Front. Der Jonkheer van Braak hätte sich unbehelligt als Paradegast zu ihnen gesellen können. Aber er hielt sich in vorsichtiger Entfernung. Er schritt hinter den Mauern der gaffenden Kasseler Bürgerschaft nach dem anstoßenden, hochgelegenen Bellevueplatz hinüber. Hier waren nur wenig Menschen. Aber gerade da kam ihm, vom Auctor her, über die leere, aussichtsreiche Fläche stürmisch ein Haufe Offiziere entgegen. Sie trugen die Uniform der dänischen Scharfschützen. Aber ihre Muttersprache war deutsch, mit einem Anklang an Oldenburger Platt. Sie schüttelten dem holländischen Kürassier erfreut die Hand.

„Diese Uniform kennen wir! . . . Unsere Kameraden bei Stralsund!"

„Kommen Sie mit uns zur Parade, Kolonel!"

„Das war ein heißer Tag gegen die Schillschen! . . . Entsinnen Sie sich: Die Melèe an der St. Johanniskirche? Der Major Schill hieb um sich wie ein Verzweifelter . . ."

„Es ist wahr: Einer von uns Dänen, ein Husar, hat ihn am Kniepertor am Kopf blessiert!" sagte aus der Gruppe der Deutschen ein Holsteiner in dänischen Diensten. „Aber die Ehre des Gnadenschusses kommt euch Holländern zu. Ohne euch wäre der Straßenräuber noch womöglich durch das Frankentor entkommen!"

„Der Major von Schill war kein Räuber, sondern ein Held!" versetzte der Fremde rasch und schroff. Im nächsten Augenblick bereute er seine Worte. Er sah die erstaunten Gesichter der Offiziere, zwischen denen er, wohl oder übel, nach dem Paradeplatz zurückschritt. Der eine lachte etwas gezwungen:

„Ihr Holländer habt ihm doch selbst den Kopf abgeschnitten und als Siegeszeichen an König Jérôme geschickt!"

„Der Kopf steht doch jetzt noch in Spiritus bei euch im Leydener Museum!"

„Und den Rumpf hat der französische Platzkommandant in Stralsund, der Michelin, doch befohlen, zu verscharren wie einen Hund!"

„Er ist selbst ein Hund!"

Diesmal schwiegen die Deutsch-Dänen einige Zeit. Endlich meinte einer in seltsamem Ton:

„Für einen Ausländer sprechen Sie ausgezeichnet deutsch! Sogar mit einem rauhen, preußischen Unterton! Wie? Sie waren während der polnischen Kampagne gegen Danzig kommandiert und lernten da erst deutsch? Ah — das erklärt sich! . . . Nun — hier sind wir am Rande der Revue!"

Der König von Westfalen stand drüben vor dem Kadettenhaus, den Generalkapitän der Garde Chabert und einen Schwarm französischer Offiziere um sich — ein bräunlicher Korse in milchweißem, ordenübersätem Schwalbenschwanz und ebensolchen Pantalons. Seine schwarzen Mittelmeeraugen verfolgten zerstreut den Parademarsch der Hessen. Das liederlich-gutmütige Gesicht war leer. Die sinnlich geschürzten Lippen unterdrückten ein Gähnen.

„Seine Majestät hat heute noch nicht ihr Bad in Rotwein und Bouillon genommen!" murmelte respektlos der eine kleine dänische Scharfschütze. Ein anderer lachte.

„Er liebäugelt zu Jakobson hinüber. Er hat von ihm gestern die dritte Million Reichstaler negociiert!"

(Fortsetzung folgt.)

Kentucky-Ohio.

Skizze von Heinrich Jäker.

Mr. Allen, Sportberichterstatter des „Daily Expreß" in U. S. A., bestieg sein schnittiges Kabriolett, ließ den Motor anspringen und steuerte dem großen Stadion, etwa zwanzig Kilometer vom Erscheinungsort seiner Zeitung entfernt, zu. Mr. Allen war in Hochform, im Vollgefühl des Bewußtseins seiner hochwichtigen Persönlichkeit. Heute nachmittag noch würden Tausende sich auf seinen Bericht über das Fußballtreffen der Staaten Kentucky und Ohio stürzen, um zu wissen, was er, Mr. Allen, anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Sportkritik, vom Spiel zu sagen hatte.

Die Landstraße war erreicht, der Wind pfiff ihm um die Ohren und holte sprühende Funken aus Allens Shagpfeife. Er hatte gerade den dritten Gang eingeschaltet, als er hinter sich eine Hupe vernahm. Kaum hatte er sich umgesehen, als ihm ein schallendes „Guten Tag!" zuflog und der verfolgende Wagen, ebenfalls ein Kabriolett, knapp an dem seinen lag.

Der Lenker dieses Wagens war für Mr. Allens Begriffe der unausstehlichste Mensch von der Welt: Mr. Hunter, Sportberichterstatter der „Evening-Post", Konkurrenz schärfster Klasse. Fragen nach dem Ziel dieses unangenehmen Begleiters schienen Allen höchst überflüssig, das lag klar auf der Hand. Und nun besaß dieser Mensch auch noch die Frechheit, zu fragen, wie es mit einer Vorrunde für das nächste Autobomilrennen sei. Allen warf ihm einen wütenden Blick zu, brummte mißmutig etwas vor sich hin und gab Vollgas. Gleicherweise Mr. Hunter. Das Rennen entwickelte sich bald zu einem Kampf erster Güte und erregte die gesamte Aufmerksamkeit aller Passanten und Autofahrer. Hunters Wagen lag dicht hinter dem Allens, vermochte aber nicht, diesen zu überholen. An Allens Kopf vorbei sauste der Wind, es war ihm, als gingen ihm die vorüberfliegenden Bäume mitten durch den Körper.

Vor ihnen lag eine kleine Stadt. Eben als beide die Geschwindigkeit verringerten, geschah plötzlich die Katastrophe. Es gab einen furchtbaren Knall, Allens Wagen bockte wie ein wilder Mustang, und im nächsten Augenblick bohrte sich der Kühler des Hunter-Kabrioletts in das Hinterteil des Allen-Wagens, dem ein Reifen geplatzt war. Zu einem Doppelwagen vereinigt, überflog das Gefährt einen Graben und landete mitten im Felde, die beiden Lenker lagen einige Meter davon entfernt. Zwei, drei Minuten verrannen ohne jeden Laut, dann kamen Menschen. Allen wachte aus einer kurzen Betäubung auf, richtete sich hoch und rieb seine Glieder. Etwas später machte Hunter dieselben Versuche, sich die Lage zu vergegenwärtigen. Man hob die beiden auf und stellte fest, daß sie sich zwar mühsam, aber immerhin noch selbst bewegen konnten. So wankten die beiden Kollegen zur Stadt, wo gleich am Eingang zwei Lokale lagen, eines rechts, das andere links. Der Weg bis hierher war mit mehr oder weniger geistreichen Auseinandersetzungen zwischen Allen und Hunter gespickt gewesen. Als Hunter sich nun anschickte, in das Lokal auf der rechten Seite zu gehen, wandte Allen sich nach links. Es war ihm unmöglich, sich mit diesem Menschen in dasselbe Lokal zu setzen. Wenn zwischen beiden bisher noch eine lockere kollegiale Verbindung bestanden hatte, so war nun auch der letzte Faden zerschnitten.

Drinnen stürzte Allen sich sofort auf das Telephon und klingelte eine Wagenvermietung nach der anderen an. Überall mit demselben Mißerfolge. Die Taxen seien wegen des Fußballspiels sämtlich unterwegs und vor den ersten vier Stunden nicht frei. Allen begann zu verzweifeln. In einer halben Stunde begann das Spiel. Eine Reparatur seines Wagens nahm mindestens drei Stunden in Anspruch. Zu Fuß laufen? Unmöglich! Das dauerte ebenfalls mindestens drei Stunden. Die letzte Hoffnung auf die Eisenbahn zerfloß in ein Nichts, als man ihm mitteilte, daß der nächste Zug erst gegen Abend fahre. Allen raufte sich die Haare. Die Sensation des Monats verlief ohne ihn. Nur ein einziger Trost blieb ihm: er sah gegenüber am Fenster den Herrn Kollegen sich ebenfalls die Haare raufen. Allen wartete und trank einen Whisky nach dem andern.

Dreiundeinehalbe Stunde später betrat ein stattlicher junger Mann im Sportdreß das Lokal. Er begann gleich zu schimpfen und zu fluchen: das habe er nicht erwartet, er habe bestimmt mit einem Siege Ohios gerechnet. Allen war es, als sende ihm der Himmel einen Retter. Im Nu stand er neben dem Manne, und im Nu hatte er ihn an seinem Tische sitzen. Ein eifriges Interview nach dem Fußballspiel begann, und Allen wunderte sich über die Sachkenntnis, die sein Gegenüber an den Tag legte. In knapp zehn Minuten hatte Allen seinen Bericht geschrieben.

„Entschuldigen Sie", sagte er dann, „ich gebe eben den Bericht meiner Zeitung telephonisch durch. Das Sportextrablatt muß in einer halben Stunde in den Straßen sein."

Als er zurück kam, strahlte er wie Apoll. „Der Bericht wird bereits gesetzt!" rief er frohlockend. „In wenigen Minuten liest man das Extrablatt." Er zog seinen Retter ganz nahe an sich heran.

„Mensch", flüsterte er, „Sie taten mir einen großen Dienst. Aber einen noch größeren könnten Sie mir erweisen, wenn . . ." Er zog eine Fünf-Dollarnote aus der Tasche. „Wissen Sie, im Lokal gegenüber sitzt die Konkurrenz. Dies gehört Ihnen, wenn Sie hinüber gehen und auch Mr. Hunter vom Spiel berichten. Sie müssen ihn aber nach Strich und Faden belügen!"

Der Fremde nickte und steckte grinsend die Dollarnote ein. Im nächsten Augenblick stand er auf und trat auf die Straße. Während sich Allen vergnügt die Hände rieb, stieß der Fremde von draußen das Fenster auf, steckte den Kopf hindurch und zeigte ein hämisches Grinsen.

„Ich wollte Ihnen noch sagen, Mr. Allen: die Konkurrenz legt aber mehr an. Ehe ich hierher kam, war ich nämlich schon drüben, und Mr. Hunter gab mir zehn Dollar für die Gefälligkeit, Sie nach Strich und Faden zu belügen."

Sprach's und warf ein weißes Etwas auf den Boden, klappte das Fenster zu und raste davon.

Gerade als Allen das weiße Etwas aufhob, stürzte Mr. Hunter herein und hielt dieselbe teuflische Karte in der Hand. Der Aufdruck stellte eine weit größere Katastrophe als das Autounglück dar; es war beiden, als blicke ihnen die ganze Hölle daraus entgegen: Mr. Souther, Berichterstatter von „The Sport".

Menschenwege.

Skizze von Franz Mahlke.

Die winterliche Bergsonne tastete sich mit linden Händen durch die offene Halle, wo die Kranken in ihren Stühlen lagen. Da waren ganz junge Gesichter und solche, in welche die Jahre Runen gegraben hatten, und in jedem Gesicht war ein zweites, das von innen heraus mehr und mehr hindurchleuchtete: hier der Glaube, da der Zweifel, die Verzweiflung, in einem anderen die Hoffnung, Todesbereitschaft, Lebenssehnsucht, Liebe. Ach, so vieles!

Liebe, nichts als das war auf dem schmalen Gesicht des Dichters zu lesen. Seine Augen grüßten eine heranschwebende weiße Wolke. Das müßte seine Braut sein, meinte er. Die Schwester brachte ihm einen Brief von ihr. Das Herz hüpfte ihm vor Freude.

„Lieber Walter, Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht. Es ist schön, daß Du soviel Lebensglauben hast. Dafür bist Du ja auch ein Dichter. Du hast immer soviel schöne Hoffnungen hineingedichtet in die Zukunft. Nun sind wir drei Jahre verlobt. Unsere erste Zukunft wurde unsere Gegenwart. Und die ist doch gar zu grau, zu grausam. Wenn wir beide damals gewußt hätten, was Dir bevorsteht, ich bin sicher, Du hättest selber nicht gewollt, daß wir uns aneinander binden. Wir haben gestern nun einen Familienrat gehalten und sind zu der Einsicht gekommen, daß es für beide Teile das Beste ist, wenn wir uns in Freund-

schaft trennen. Ich bin soeben bei Deinen Eltern gewesen und habe ihnen das vorgestellt. Sie waren sehr blaß und still und haben den Ring genommen. Ich hoffe, Du schickst Dich männlich in das Unabänderliche. Schreibe mir recht bald; aber bitte mich nicht um Rücknahme dieses Entschlusses. Ich weiß, Du liebst mich über alles. Weil es so ist, so erfülle mir auch diesen letzten Wunsch. Ich grüße Dich herzlich. Hannelore."

„Liebe Hannelore, ich erfülle Dir den letzten Wunsch — die Feder geht müde über das Papier; aber ich habe ja auch nicht viel zu sagen. Ja, ich besaß immer viel Lebensglauben, und — mein Glaube hat mir geholfen. Er hätte uns vielleicht beiden helfen können, wenn Du ihn von mir gelernt hättest. Aber nun — — Ich muß Dir noch sagen, daß ich in etwa sechs Wochen als Genesender dieses Haus verlassen kann und bedingt dienstfähig bin. Zum Frühjahr darf ich meine Amtstätigkeit aufnehmen. Vielleicht war es meine Schuld, daß Du zu dem Entschluß der freundschaftlichen Trennung kamst, weil ich dazu neigte, einmal meiner inneren Berufung als Dichter zu folgen, statt in der gegebenen und durchaus gesicherten Laufbahn des Beamten Genüge zu finden. Ich werde mich nun doch damit bescheiden müssen und hoffe, auch im Amtsleben manche Freude zu ernten. Ich füge mich willig in das Schicksal, von dem ich weiß, daß wir es doch nicht so in der Hand haben, wie wir es wollen und meinen. Wenn Du noch einmal schreiben solltest, bitte mich — um nichts. Ich danke Dir und grüße Dich ein letztes Mal. Walter."

Auf dem Anger vor der Stadt, wo die Straße eine scharfe Kurve machte, stand Walter unter einer kleinen Birke und streichelte die zarten grünen Spitzen. Dann bückte er sich, brach eine Löwenzahnblüte aus dem Grase und las mit liebenden Blicken darin das Evangelium vom ewigen Werden. Sein Lebensglaube feierte ein stilles Fest.

Ein dunkler Punkt tauchte in der Tiefe der Straße auf. Er wurde größer; grau wirbelte es hinter ihm auf. Der Wagen brauste heran, schleuderte in der Kurve, schlug gegen einen Baum — wilde Schreie. Zwei Menschenleiber zuckten. Langsam löste sich das Leben aus ihnen.

Hannelores Mund blieb stumm, als Walter die Löwenzahnblüte ihr ins Haar steckte.

Journalisten-Anekdoten.

Kollegen untereinander.

Zwei Journalisten begegnen sich. Zwei Journalisten, die sich nicht riechen können. Sagt der eine: „Waren Sie das nicht, der neulich den Artikel über den Niedergang des Theaters geschrieben hat?" Erwidert der andere mißtrauisch: „Gewiß, gewiß, lieber Freund." — „O, ich habe eine fabelhafte Sache in diesem Artikel gefunden." Der andere, erstaunt, ein Lob von seinem Konkurrenten zu hören, fragt: „Eine fabelhafte Sache? Ja, der Artikel war gut, das darf ich wohl sagen. Was war es denn, was Sie darin gefunden haben?" — „Eine Knackwurst, sie war darin eingewickelt", entfernt sich feixend der Kollege.

Dichter und Redakteur.

Ein junger Dichter mit wallenden Haaren und breitflatterndem schwarzseidenen Schlips kommt in die Redaktion und fragt den Hauptschriftleiter: „Was halten Sie von dem letzten Gedicht, das ich Ihnen eingesandt habe?" — Der Redakteur reicht ihm strahlend die Hand: „Sehr erfreut, zu hören, daß es Ihr letztes war!"

Das politische Geheimnis.

Es war während der letzten Völkerbundstagung in Genf. Ein wohlbekannter Politiker saß auf der Terrasse eines Cafés und freute sich über seinen tiefschwarzen Kaffee „Espresso" und den herrlichen Sonnenschein. Da trat ein junger Mann auf ihn zu und sagte mit einer Verbeugung: „Ich komme von einer großen Zeitung und möchte Sie im Auftrag meines Blattes einmal fragen, was Sie von der litauischen Frage halten." — Der Politiker zog ihn in das Café, in einen dunklen Gang, sah sich vorsichtig um und flüsterte ihm dann ins Ohr: „Darüber weiß ich überhaupt nichts. Guten Morgen."

Ein Journalist stirbt.

Ein Journalist starb und kam ans Himmelstor. „Wer ist da?" fragte Petrus. — „Ein Journalist." — „Hinaus!" schrie Petrus, „Journalisten kommen nicht in den Himmel." — Der Journalist kletterte pfeifend zur Hölle hinunter und klopfte: „Ein Journalist begehrt Einlaß!" Bumm, schmiß der Teufel das Tor zu: „Journalisten können wir hier nicht gebrauchen!" — Da setzte sich der Zeitungsmensch auf die Treppe, die vom Himmel zur Hölle führt, und gründete eine Zeitung. Eine Woche später hatte er Pressekarten für Himmel und Hölle.

Selbsterkenntnis.

Eine kleine Zeitung brachte neulich folgenden Nachruf auf einen soeben verschiedenen Bürgermeister der Stadt: „Herr Högedy hat viel in seinem Leben gelitten; er war Abonnent dieser Zeitung von ihrer ersten Nummer an."

Frage und Antwort.

Der Redakteur einer Londoner Wochenschrift erhielt eines Tages von einem ihm unbekannten Herrn namens Hecklepemm ein Gedicht mit achtzehn Strophen und der Überschrift: „Warum bin ich nicht tot?" — Der Redakteur schrieb an Herrn Hecklepemm: „Sehr geehrter Herr! Sie sind nicht tot, weil Sie mir das Gedicht per Post gesandt haben, anstatt es persönlich zu bringen."

Der Trinkspruch.

Der Herausgeber eines Witzblattes feierte seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Während des Festessens klopfte ein bekannter Kritiker ans Glas, erhob sich und sagte herzlich: „Meine Damen und Herren! Trinken wir auf die Gesundheit unseres lieben Jubilars und hoffen wir, daß er ebenso alt wird, wie die Witze in seinem Blatt!"



Bunte Chronik



*** Das Skelett im Kleiderschrank.** „There is a skeleton in the closet", („Da gibt es ein Skelett im Schrank") sagt die kaffeeklatschlustige Engländerin zu ihren Freundinnen, wenn beim Durchhecheln der lieben Verwandten und Bekannten irgendwo in einer Familie „ein dunkler Punkt" — welche Familie hätte keinen? — auftaucht. Merkwürdig, daß gerade Frauen trotz der Spinngewebefeinheit ihrer Nerven sich mit besonderer Vorliebe dieser grauslichen Redensart häufig bedienen. Sitzt da in Shanghai schon seit etlichen Jährchen ein englischer Kaufmann namens Joseph Gaines und hat das Unglück, eine ebenso neugierige wie klatschsüchtige Frau geheiratet zu haben. Stets wenn sie von dem Fünfuhrtee einer ihrer ansässigen Freundinnen heimkehrt, ist sie geladen mit dem neuesten Klatsch über „dunkle Punkte" dieser und jener Familie. Der bedauernswerte Mister Gaines erhält dann von ihr so viel in fremden Familienschränken spukende Gespenster brühwarm aufgetischt, bis ihm seine nur noch spärlichen Haare zu Berge stehen. Kurz, eines Tages reißt ihm die Geduld. Er verschafft sich heimlich ein menschliches Skelett, stellt es unbemerkt in den Kleiderschrank seiner zungenfertigen Frau und verschwindet. Sie naht sich ahnungslos der „Schreckenskammer" und öffnet den Schrank. Zähneklappernd fährt ihr daraus ein Knochenmann entgegen. Die Frau schreit gellend um Hilfe und stürzt ohnmächtig zu Boden. Erschreckte Hausbewohner eilen herbei. Migränestift, Kölnisches Wasser und beruhigende Worte rufen Frau Gaines wieder ins Leben zurück. Ihr Mann erscheint. Ganz sorgende Liebe und Mitleid. Er tröstet sie lind und bemerkt dann mit feinem Lächeln: „Nun haben auch wir unser Skelett im Schrank." Ergebnis: seitdem dieser Vorfall bei allen Fünfuhrtees von Shanghai eingehend erörtert ward, klatscht Mrs. Gaines nicht mehr . . .

Lustige Rundschau



*** Stimmt.** Mister Brown steigt in die Bahn und trifft dort einen Reisenden, mit dem er bald im tiefsten Gespräch über Seelenwanderung ist. Der Fremde sagt: „Der Gedanke, daß man mal als Kamel ein zweites Dasein führen könnte, ist einfach schrecklich." Mister Brown tupft seine Zigarre ab und meint nach einer Weile nachdenklich: „Haben Sie nur keine Angst, mein lieber Herr, man kann nicht zweimal dasselbe werden . . ."

*

*** Grund.** A.: „Wissen Sie, wie ich einem Gläubiger ausweiche? Ich gehe, wenn ich einen treffe, ganz einfach auf die andere Straßenseite." — B.: „Ach so? Darum sieht man Sie neuerdings immer im Zickzack durch die Straßen geh'n!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.